

Elisa Halm

Memento

Eisige Erinnerung

Für alle, die knapp davor sind, die Wasseroberfläche zu durchbrechen und wieder tief Luft zu holen. Ihr seid stärker, als ihr denkt!

Prolog

Nichts würde mehr so sein wie bisher ... Die Erkenntnis lag bleiern auf ihren Schultern und wie zutreffend diese Aussage war, konnte sie zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht ahnen. Im dumpfen Licht der Barbeleuchtung konnte man die verquollenen Augen und die darunterliegenden, tiefen Schatten nicht sehen. Entschlossen hob sie das kleine Glas hoch und goss sich den Inhalt mit einem Satz in den Mund. Beim Schlucken verzog sie kaum mehr eine Miene, obwohl der Alkohol immer noch ihren Rachen hinab brannte, allerdings war dieser Schmerz eine willkommene Abwechslung.

Der Barkeeper füllte das Glas kommentarlos. Offensichtlich war sie nicht der erste Gast, der sich so verhielt. Sie genoss die Atmosphäre, die sich daraus ergab, dass sich alle Besucher gegenseitig ignorierten. Niemand fragte sie nach ihrem Befinden oder wie denn nun alles weitergehen würde. Niemand behelligte sie mit irgendwelchen Fragen, die sie nicht beantworten konnte oder wollte. Sie war sowohl mit ihrem Latein als auch mit ihren Nerven am Ende. Die Blicke und die nagenden Gedanken. Die Zweifel hatten mittlerweile ihren Höhepunkt erreicht und waren in einem riesigen Fiasko geendet. Ab jetzt war alles verloren. Nichts hatte mehr einen Sinn.

Zum Teufel damit, dachte sie und kippte das nächste Glas hinunter. Ihre Hände hatten bei den ersten paar Shots noch gezittert und Tränen waren ihr immer wieder über die Wangen gelaufen, aber sowohl das eine als auch das andere hatte mittlerweile ein Ende gefunden. Die beklemmende Enge in ihrer Brust löste sich mit jedem brennenden Tropfen Alkohol weiter auf.

Die eingenommenen Medikamente versetzten sie in Kombi-

nation mit dem Fusel in eine angenehme halbawache, beinahe wat-tige Realität, in der sich ihr Schmerz und die allumfassende Angst unter einer dämpfenden Schicht von Drogen befanden. Auf diese Weise waren die verdammten Schuldgefühle kaum mehr vernehmbar. Die letzten Stunden, Tage und Wochen hatten sie ihr ganzes Sein bestimmt und keine andere Emotion zugelassen, doch jetzt konnte sie das erste Mal seit einer gefühlten Ewigkeit wieder den Kopf in den Nacken legen und lächeln. Wenn alles in Flammen stand, konnte sie wenigstens um das warme Feuer tanzen, anstatt heulend davor zu knien.

Der im Raum wabernde Zigarettenrauch verstärkte die schwummrige Wahrnehmung noch mehr, doch statt sich darüber Sorgen zu machen – wie sie es wohl normalerweise an einem solchen Ort getan hätte –, genoss sie ihren Zustand. Als sie die Augen schloss, konnte sie nicht sagen, ob sich der Raum oder sie sich drehte. Die alles dominierende Schuld und Hilflosigkeit der letzten Wochen hatten sich endlich verzogen und eine Leere hinterlassen, die es mit Alkohol zu füllen galt. Es machte sie fast glücklich, ein so leicht erreichbares Ziel vor Augen zu haben. Keine überhöhten Erwartungen, an denen sie ohnehin nur scheitern konnte.

»Hey, Kleines. Kann man dir etwas spendieren?«, tauchte plötzlich eine Männerstimme neben ihr auf. Blinzelnnd warf sie ihm einen flüchtigen Blick zu und fokussierte daraufhin gleich wieder ihr kleines Glas. Ob der Mann schon länger neben ihr gesessen hatte, konnte sie nicht sagen. Ihre Aufmerksamkeit galt einzig und allein ihren Shots.

Die Aussage brachte sie aus irgendeinem Grund zum Kichern. »Danke, ich bin versorgt«, erwiderte sie mit einer etwas trägen Zunge und hob ihr erneut gefülltes Glas zur Untermaalung an. Dabei sah sie den Mann mit braunen Haaren und schwarzer Kleidung genauer an. Bei ihrer momentanen Wahrnehmung erschien er als einziger farbloser Fleck, der dank der schlechten Beleuchtung noch schwerer zu erkennen war. Nur ein kleiner orange-

farbener Punkt fiel ihr in den Blick und löste ein altes, beinahe schon gänzlich verschüttetes Verlangen aus.

»Zigarette! Du hast eine Zigarette!«, rutschte es ihr heraus und sie lehnte sich zu dem Mann hinüber. Angeheitert, wie sie war, hatte sie jegliches Bewusstsein für persönlichen Raum und Abstand verloren.

Ihre zerstreute und beschwipste Verhaltensweise brachte den Fremden zum Lächeln. »Das hast du gut erkannt. Hier, wenn du willst.« Noch bevor er den Satz vollendet oder eine frische Kippe ganz hinübergereicht hatte, griff sie schon danach und verlangte nach einem Feuerzeug. Trotz der Jahre ohne Rauchen gelang ihr das Anzünden problemlos und rasch inhalierte sie den ersten Zug mit einem wahnsinnigen Drang. Als das Nikotin über ihre Lunge in ihr Gehirn gelangte, erlebte sie ein unglaubliches Gefühl der Beruhigung, das sie zufrieden seufzen ließ.

Gott, hat mir das gefehlt ...

Ihre Neuronen tanzten bei dem Rausch der verschiedenen Drogen Macarena und feierten die beste Fiesta seit Jahren.

»Deine Letzte ist wohl schon etwas länger her«, kommentierte er und zog genüsslich an seiner eigenen Zigarette. »Schön, wenn ich behilflich sein kann.« Seine Stimme klang rau und sie musste sich eingestehen, dass sie das ziemlich sexy fand. Bei dem Gedanken musste sie schmunzeln; sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt etwas oder jemanden sexy gefunden hatte. So lange Zeit hatte es für sie nur *ihn* gegeben. Keinen anderen hätte sie auch nur einen Wimpernschlag angesehen.

Ihre trübe Wahrnehmung wurde zunehmend unzusammenhängender, was sie an einem normalen Abend gemerkt und sicherlich beunruhigt hätte. Schon der Umstand, dass sie hier in einer Bar saß, war ungewöhnlich, gerade an einem Mittwochabend ... oder war es schon Donnerstag? Die letzten Tage hatten ausschließlich aus Chaos, Ohnmacht und unzusammenhängenden Erinnerungsfetzen bestanden.

Die Betäubung der negativen Emotionen hinterließ ein solch

berauschendes Hochgefühl, das sie nicht mehr hergeben wollte. Anstatt sich auf den Heimweg zu machen und zu hoffen, sicher dort anzukommen, leerte sie das Glas und ließ sich dabei von dem Mann, der immer noch neben ihr saß, beobachten. In all der Scheiße war sie sich nicht einmal sicher, ob es noch ein *Zuhause* für sie gab.

»Für eine so kleine Frau trinkst du ziemlich viel. Heute noch etwas vor?«, drangen die Worte dumpf in ihr Bewusstsein. Wäre sie eine Katze, hätte sie bei dem Klang seiner Stimme wohl begonnen, zu schnurren.

Sie lachte und murmelte mit schwerer Zunge: »Vergessen ... *ucks* ... essen.« Lallte ich etwa?

»Du willst noch etwas essen? Das halte ich sogar für keine schlechte Idee«, meinte der Mann und veränderte seine beobachtende Position. Nach einem sondierenden Blick fügte er hinzu: »Sollen wir woanders hin? Hier gibt es vermutlich nur abgelaufene Nüsse.«

Vehement schüttelte sie den Kopf. Sogar sturzbetrunken wusste sie, dass sie nicht einfach so mit jemandem mitgehen würde. Auch wenn er wunderschöne graue Augen und einen Bart hatte, den sie nur zu gern angefasst hätte. Ob der genauso rau war wie seine Stimme?

»Ich nehme ... jetzt ... *bicks* ... ein Taxi«, verkündete sie stattdessen und versuchte, ihr Handy zu finden. »Verdammt, wo ist denn ... wo?« Nach Hause wollte sie immer noch nicht, aber ein Ortswechsel würde sie weg von dem Mann und zurück zu ihrer heiß begehrten Isolation bringen. Sie wollte nicht reden, einfach trinken. Allein. Hoffentlich hielten die Schmerzmittel noch an, sonst würden wieder die unbarmherzigen Krämpfe einsetzen.

»Wenn du so nuschelst, kann ich dich nicht verstehen. Weißt du was? Ich rufe dir ein Taxi. Du wirkst wirklich nicht mehr ganz anwesend«, sagte der dunkle Mann und stand auf. Sein Amüsement legte sich langsam und wich einer leichten Verärgerung.

Bei der Suche nach ihrem Handy fiel sie nahezu vom Bar-

hocker, als sich die Welt um sie intensiver zu drehen begann. Geistesgegenwärtig erkannte der Fremde ihre Bewegungen, fing sie auf und interpretierte die Anzeichen richtig, um sie rechtzeitig auf die Toilette zu schicken.

Wie er sie an der Hüfte packte und vor sich zum Damenklo schob, bekam sie kaum mit und hielt sich dabei an allen Gegenständen in Reichweite fest. Die weiß gestrichene Wand war kalt im Gegensatz zum darunter angebrachten Holz, das sich rau gegen ihre Berührung sträubte. Gerade als die giftige Mischung in ihrem Magen rebellierte, stürzte sie in die Kabine und erbrach sich flugs in die Toilette.

»Keine Ahnung, was mit dir falsch läuft, Mädchen. Ich rufe dir ein Taxi und warte vorn auf dich«, sagte der Mann und wandte sich angewidert ab. »Das will ich mir nicht ansehen.«

Tränen wollten aus ihren Augen quellen, doch die Reserven waren schon aufgebraucht und so brannten ihre Lider wie Feuer. Schluchzend saß sie auf dem dreckigen Boden der versifften Damentoilette dieser heruntergekommenen Bar. In ihrer Nase stach ein beißender Uringeruch und an den Wänden konnte sie undeutlich verschiedenfarbige Flecken erkennen. Wie tief war sie nur gesunken ...

Nun kehrten die verhassten und verdammten Gedanken zurück und kreisten um sie, wie Geier um ein totes Tier. Ein Schluchzen entrang sich ihrer Kehle und sie schlug die Hände vor ihr Gesicht. Nichts von ihren Taten der letzten Stunden machten die letzten Tage ungeschehen und löschten auch nicht die Folgen aus. »Ich bin so dämlich ...«, murmelte sie und schlug sich gegen die Stirn.

Der erste Affekt war die Betäubung gewesen. Sobald sie konnte, war sie in diese x-beliebige Bar geflohen und hatte versucht, die Gefühle zu ertränken. Niemand wusste, wo sie war, und gewiss gab es auch niemanden, den das momentan interessiert hätte. Die vergangenen Wochen waren dahingehend eindeutig und dadurch für sie die Hölle gewesen. Die Sorgen, Ängste und

die Schuldgefühle hatten sie ständig in Habachtstellung verweilen lassen.

Leider erwiesen sich die Gefühle nun als gute Schwimmer und so drangen sie durch die Unmenge an Betäubungsmitteln zunehmend wieder an die Oberfläche. Wie Lichtblitze blendeten sie sie und in ihrem Zustand war sie ihnen noch hilfloser ausgeliefert als sonst. Die Kontrolle entglitt ihr immer weiter.

Die Panik hatte sich wie Flöhe auf ihr vermehrt und ihr keinen Moment Ruhe gegönnt, sondern sie beständig mit kleinen Bissen an ihre Situation erinnert. Ihre Gedanken waren permanent um die gleichen Dinge gekreist, bis nur ausgetrampelte Pfade übrig gewesen waren.

Du solltest gar nicht hier sein, flüsterte ihr eine leise Stimme ein. »Ich weiß, ich weiß, ich weiß ...« Ungeschickt rappelte sie sich wieder auf und torkelte aus der Kabine. Im großen Spiegel über dem Waschtisch konnte sie nur unscharf die Umrisse einer Frau mit dunklen Haaren und weißem Körper sehen. Wie sie gerade aussah, wollte sie gar nicht wissen, also wandte sie sich schnell ab. Das rot gewordene Gesicht, die verquollenen Lider und die leeren Augen konnte sie sich auch vorstellen; das musste sie nicht direkt im Spiegel erblicken.

Ich muss nach Hause! Das wiederholte sie innerlich immer wieder und stolperte aus der Toilette. *Er wird mich nicht einfach so vor die Tür setzen. Das kann er nicht tun. Wir müssen über alles reden. Vielleicht kann doch noch alles gut werden.*

Der Gang war ihr zuvor nicht so schmal und voller Türen vorgekommen. Irgendwelche abstrakten Symbole darauf sollten für die Besucher erkennbar machen, was wohinter lag. Ihre Hände strichen an dem unebenen Holz der Vertäfelung entlang, während sie krampfhaft versuchte, sich daran zu erinnern, durch welche Tür sie zuvor gekommen war. Allerdings war sie sich nicht einmal bewusst gewesen, dass sie überhaupt durch eine solche gegangen war. Ihr Magen gluckerte und machte sich bemerkbar, sodass sie erwog, nochmals kurz zur Toilette zurückzukehren. Sie konnte

sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal etwas gegessen hatte, dennoch gab es offensichtlich genug Substanz darin, die das Licht der Welt erblicken wollte. Anscheinend fühlte sich der Alkohol ganz allein in ihrem Bauch unwohl.

An der Wand tastete sie sich weiter, bis sie die Tür zum Gästebereich gefunden hatte, die sie rasch aufstieß. Zu ihrer Überraschung trat sie eine Stufe abwärts mitten ins Kalte. »Ach du Schei-«, fluchte sie schlagartig und ihre Sinne wachten anhand der frostigen Ohrfeige ein wenig auf. Sie befand sich in der hinteren Gasse des Lokals, wo die Sicherheitstür hinter ihr soeben ins Schloss fiel. Ein Rütteln an der Tür hatte keinen weiteren Effekt, außer dass ihre Hand fast an dem Metallknopf festfro. Zumindest fühlte es sich so an.

»Ist ja schon scheißkalt«, meckerte sie und versuchte, die Ärmel des Pullis weiter über ihre Hände zu ziehen. Zwar fühlte sie sich etwas wacher, jedoch war die Straße finster und für eine angetrunkene Frau nicht gerade vorteilhaft. Das leuchtete sogar ihr ein. Mitten im Dunklen konnte sie nicht erkennen, welche Richtung die richtige war, um zügig wieder zum Eingang zu gelangen, wodurch sie sich kurzerhand frierend nach links wandte und hoffte, dass sie den kürzeren Weg gewählt hatte. Sie kannte sich in der Gegend nicht wirklich aus, aber jede Gasse hatte einen Zugang zu einer anderen Straße, also würde sie hier schon rausfinden.

Ihre profillosen Sohlen rutschten auf den vereisten Stellen am Boden, was ihrem schwankenden Gleichgewichtssinn nur noch mehr abverlangte. *So eine Scheiße.* Währenddessen kniff sie immer wieder die Augen zusammen und ohrfeigte sich selbst, um die Wirkung der Drogen zu vermindern. Die Umstände und die Kälte ließen das naive Bedürfnis nach Betäubung vergehen und die Notwendigkeit hervortreten, dass sie hier schleunigst weg musste. *Sollte es jetzt nicht langsam wieder wärmer werden? Wo ist diese Klimaerwärmung, wenn man sie braucht?*, dachte sie und verfluchte den Februar mit seinem Wintereinbruch.

Ihre Arme schlangen sich um ihren Oberkörper und jeder Atemzug brannte eisig in ihrer Lunge. Vor ihrem Gesicht bildeten sich weiße Wölkchen. Jedes noch so kleine Härchen stellte sich wie zum Protest gegen die Temperaturen auf und brachte damit ihre Haut unangenehm zum Ziehen. Noch viel mehr als die immense Hitze im Sommer hasste sie den sich in die Länge ziehenden Winter. Sie und Kälte waren natürliche Feinde, die sich bis auf das Tiefste hassten.

Klackernd klapperten ihre Zähne aufeinander und ließen sich dabei nicht stoppen. Die Gasse wurde nur alle paar Meter spärlich durch eine Laterne erleuchtet, sodass die Flecken mit Schnee auf dem Asphalt und die umliegenden, begrenzenden Hausmauern düster und dreckig wirkten.

Es war kaum zwei Tage her, dass es im ganzen Land vierundzwanzig Stunden durchgeregnet oder geschneit hatte, wonach sich laut Meteorologen der Frühling langsam blicken lassen sollte. Zumindest glaubte sie, sich an diese Ausführungen des Wetterberichts erinnern zu können, den sie im Dämmerzustand verfolgt hatte. Der Müll türmte sich bei den vorhandenen Containern. Eine leichte weiße Schneeschicht hatte sich auf manchen davon niedergelassen.

Durch die Promille schwankte sie in der Gasse hin und her und musste sich manchmal an den Hauswänden oder anderen Gegenständen in ihrer Reichweite abstützen, um kurz zu verschnaufen. Ihr Magen rebellierte immer noch und wollte den restlichen Cocktail aus Alkohol und Tabletten loswerden, den sie sich hart ertrunken hatte.

Um ihren Brustkorb schien sich der Schraubstock fester zu ziehen. Dagegen half auch das konzentrierte Ein- und Ausatmen nicht viel. Je näher sie dem Ende der Gasse und dem dortigen Licht kam, desto unaufhaltsamer kehrte das Gespann aus Schuld, Hilflosigkeit und Schmerz zurück und ließ sie erschauern. Ihr wahnsinnig unnötiger Online-Therapeut hätte ihr sicher geraten, sich zu entspannen und sich einen schöneren Ort vorzustellen, an

den sie sich projizieren sollte. Weil sie sich anders nicht mehr zu helfen gewusst hatte, war sie stundenlang Internetratschlägen nachgejagt, die allesamt mehr als wertlos gewesen waren. Irgendwelche Gurus können das eigene Leben eben nicht reparieren.

Ein heftiger Brechreiz ließ sie innehalten und sich am nahegelegenen Müllcontainer festkrallen. Das Metall war hart und kalt, kontrastierte ihre innere Hitze der Gefühle nun aber auf eine angenehme Weise. Sie konzentrierte sich auf die Kälte und versuchte, den Mageninhalt in sich zu behalten. Nach nicht einmal einer halben Minute musste sie den Kampf aufgeben und erbrach sich hemmungslos auf die Straße.

Mittlerweile war sie doch etwas froh, sich in einer abgegrenzten Gasse zu befinden, statt mitten auf der Straße mit schockierten Passanten. Es dauerte einige Minuten, bis ihre Beine nicht mehr zitterten und das würgende Gefühl in ihrem Hals verschwunden war, sodass sie den restlichen Weg aus der Gasse so energisch wie möglich in Angriff nehmen konnte.

Das Ende der Straße kam näher und verhiess den sicheren Heimweg. Sie atmete tief ein und fokussierte die im Wind hüpfende Straßenbeleuchtung vor sich. Auf einmal rutschte ihre rechte Sohle auf dem glatten Asphalt weg und mit einem Aufschrei knallte sie hart auf den nassen Straßenboden. Ihre Hüfte schmerzte, während ihre Handflächen bei dem Versuch, den Sturz abzufedern, aufgeschürft worden waren. Am feuchten Untergrund saugte sich ihre Hose begierig voll, sodass die Kälte tiefer in sie eindringen konnte.

»Ach, verdammt«, murmelte sie und versuchte, sich wieder aufzurappeln, was sich schwieriger gestaltete, als vermutet. Unbemerkt war eine Gestalt neben ihr erschienen, die ihr unter den Arm griff und sie unsanft auf die Beine zog.

»Huch, danke«, kam es undeutlich aus ihrem Mund, »das ... danke.« Eigentlich wollte sie sich von ihm losmachen und die letzten Meter zur offenen Straße hinter sich bringen, aber der Mann ließ ihren Arm nicht los. »Sie ... Sie können mich los- loslassen!«,

sagte sie verunsichert und wollte ihn abschütteln. »Ich schaffe ... schaffe das schon ...«

Statt sie freizugeben, hielt er ihren linken Arm weiter fest und marschierte in die entgegengesetzte Richtung, sie mit sich ziehend. Sie krallte sich an seinem Mantel fest, um nicht erneut auszurutschen.

»Nein«, entgegnete sie mit wachsender Panik, »Nein, bitte, nicht!«

Ihre Sohlen fanden auf dem nassen, verschneiten Asphalt keinen Halt, sodass sie sich bei der Kraft des Mannes unweigerlich mit ihm mitbewegen musste. Beinahe wie eine Puppe zog er sie mit sich, als hätte sie kaum Gewicht.

»Ich muss in die andere Richtung! Bitte«, rief sie jetzt, ohne zu wissen, ob der Alkohol sie immer noch undeutlich sprechen ließ. Sie schnappte nach Luft und konnte das Blut in ihren Ohren rauschen hören.

Ihre körperliche Unterlegenheit bedingte die geringe Gegenwehr, sodass es für Passanten wohl aussehen müsste, als würde sie einvernehmlich mit dem Mann mitgehen. Tatsächlich gab es in der Gasse aber keine Menschenseele, außer der Gestalt und ihr. Umgeben von Mauern, Müll und Schnee konnte ihr niemand zur Hilfe eilen.

Panisch warf sie einen Blick auf das sich entfernende Ende der Straße und spürte wahnsinnige Verzweiflung aufsteigen. Adrenalin schoss durch ihre Adern und ließ sie die Kälte nicht mehr spüren, die wie Nadeln in jede Pore eindrang. Aber noch bevor sie erneut das Wort an den Fremden mit Hut und Mantel richten konnte, riss dieser sie ruckartig nach vorn, wodurch sie den Boden unter den Füßen verlor. Sie krachte mit dem Rücken gegen die kalte Wand des Hauses und schlug sich den Hinterkopf heftig an. Ihre Sinne spielten verrückt und eine schwarze Wolke legte sich über ihr Sichtfeld. Innerhalb eines Sekundenbruchteils stand er keine zwei Millimeter entfernt von ihr und hinderte sie dadurch daran, betäubt an der Wand hinabzusinken. Sie konnte seinen

harten Körper spüren, die Kälte, die von ihm ausging. Die mickrige Beleuchtung machte es ihr unmöglich, sein Gesicht zu erkennen, dennoch sah sie helle Haut, wellige Haare. Dunkelheit. Silber. Handschuhe, die nach ihrem Gesicht griffen.

Das Letzte, was in ihr Bewusstsein drang, waren seine Worte: »Alles wird gut.« Die Stimme war düster und gefolgt von einem rasenden Schmerz, der sich in ihrem ganzen Körper ausbreitete und sie lähmte. Aber die Stimme hatte nicht recht. Es würde nicht alles wieder gut werden, denn *nichts würde mehr so sein wie bisher ...*

1. Kapitel

Wie jeden Tag schlug Jane pünktlich um sechs Uhr morgens die Augen auf und war gleich wach. Ihr Schlaf war nie besonders tief oder erholsam. Meistens fühlte es sich an, als hätte sie ihre Augen beim Blinzeln nur ein wenig zu lange zugelassen. Geschmeidig setzte sie sich in ihrem kleinen, durchgelegenen Bett auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Ihre Gelenke und Muskeln spielten widerstandslos bei jeder Bewegung mit und ließen sie kein unangenehmes Zwicken spüren.

Die morgendliche Routine spielte sich bei ihr auf den wenigen Quadratmetern ihres Apartments ab. Persönliche Gegenstände suchte man hier vergebens, ebenso wie etwas anderes als einen spartanischen Einrichtungsstil, der genau das Nötigste umfasste. Durch Glück und Zufall hatte ihr das Zimmer mit angrenzendem Mini-Bad vermittelt werden können, nachdem sie damals keinen anderen Ort gehabt hatte. Dieses *Damals* war mittlerweile schon einige Wochen her und viel schlauer als zuvor war sie immer noch nicht. Der Schnee war recht rasch verschwunden und die Temperaturen waren langsam gestiegen, aber weder ihre Fragen noch der Mangel an Antworten hatten sich geändert.

Frisch angezogen und mit einem kleinen Frühstück im Magen machte sie sich auf den Weg zur Arbeit, den sie wie jeden Tag zu Fuß zurücklegte. Ihr Bauch gab immer noch knurrende Geräusche von sich, was den latenten Hunger signalisierte, der sie permanent begleitete. Sie wusste nicht, ob das schon immer so gewesen war oder woran es lag, aber unabhängig davon, wie viel oder wenig sie aß, ihr Magen meldete immer noch Hunger. Mittlerweile resignierte sie in dieser Hinsicht und nahm das Knurren einfach hin. Vielleicht war es nur eine Verstimmung, die sich bald

schon legen würde. Immerhin gab es momentan Drängenderes als einen zu aktiven Magen.

Die Strecke zu ihrer Arbeit war nicht besonders lang, sodass sie es genoss, nach dem stundenlangen Schlaf ihre Beine zu benutzen. Inzwischen kannte sie die Häuser und Geschäfte, lediglich die Menschen schienen immer andere zu sein. Anfangs war es schwer gewesen, mit den Lücken in ihrem Gedächtnis zurechtzukommen, kein Gefühl des Zuhause-Seins zu haben, doch langsam schaffte sie es. Die Unwissenheit plagte sie und bildete eine ohrenbetäubende Leere in ihrem Kopf. Es war zum Verrücktwerden. Wie konnte ihr gar nichts bekannt vorkommen?

Ihre erste Erinnerung war nicht, wie wohl bei jedem anderen Menschen, eine aus ihrer Kindheit, sondern der erschreckende und von Angst beherrschte Moment vor einigen Wochen, als sie mit zerrissener Kleidung blutend in einer dunklen Gasse aufgewacht war. Die Kälte des Schnees, der Hausmauer und des feuchten Asphalts hatte sich tief in ihren Körper gefressen und wollte sie nicht mehr hergeben. Ihre Finger hatten sich taub auf ihrer Haut angefühlt und keinerlei Empfindung hinterlassen. Blutergüsse hatten sich auf ihrer weißen Haut abgezeichnet und sie mit ihrer Schweigsamkeit verhöhnt. Ihre Haare waren gerauft und zerzaust gewesen, als hätte jemand seine Hände darin vergraben und heftig daran gerissen. Sie hatte einzelne Büschel aus der Unordnung herausziehen können. Die blutigen Wunden hatte sie behelfsmäßig mit Stoff bedeckt.

Ihre Kleidung, ihre Schuhe und die ganze Situation an sich waren ihr fremd vorgekommen. Panisch hatte sie sich aufgerappelt und nach Hinweisen, wie ihrem fehlenden Ausweis gesucht, die ihre temporäre Blockade hätten lösen können, aber sie hatte nichts dergleichen bei sich gefunden. Auch jede einzelne Stunde, die seither vergangen war, hatte keine Besserung gebracht. Die brutale Leere ihres Gedächtnisses hatte sich nicht füllen lassen.

Betäubt davon war sie die Straßen in der Dunkelheit der Nacht entlang geirrt, bis sie zu einer Notschlafstelle gelangt war. Nie-

mand war ihr entgegengekommen oder hätte seine Hilfe angeboten; sie hatte sich wie der letzte und einzige Mensch auf der Welt gefühlt. Einsam und allein.

Ein freundliches Gesicht und eine wärmende Atmosphäre hatten sie empfangen, aber als sie nach ihrem Namen gefragt worden war, hatten sich die Nadeln der eisernen Kälte noch tiefer in ihr Innerstes gebohrt und gedroht, sie zu Eis gefrieren zu lassen. *Ihr Name? Welcher Name?* Sie war sich selbst völlig unbekannt. Das hatte sie tief verunsichert und sogar bis jetzt – Wochen später – kannte sie weder ihren Namen, ihr Alter noch ihre Vergangenheit. Ihr Leben hatte in jener Nacht erst angefangen und bisher hatte sie niemanden gefunden, der ihr sagen konnte, wer sie war.

Jane Doe. So hatte der nette Sozialarbeiter sie damals genannt und gesagt, dass es in Ordnung war, wenn sie ihren Namen nicht sagen wollte. Er hatte sie durch das Blut und die blauen Flecken gleich nach ihrem Eintreten mit Blicken nach Verletzungen abgesehen und sie mehrmals gefragt, ob alles okay sei. Auf den Vorschlag, einen Krankenwagen zu rufen, hatte sie verängstigt reagiert, worauf die Idee sogleich verworfen worden war. Dennoch hatte er ihr das Versprechen abgenommen, dass sie sich an ihn wenden würde, wenn sie Hilfe oder Verbandsmaterial bräuhete, und sie ihm, dass er nicht die Polizei rufen sollte. Sie hatte panische Angst bei dem Gedanken, Uniformierten gegenüberzutreten. In ihrem Inneren zuckte dabei sofort etwas zusammen, obgleich sie nicht wusste, warum.

Sie hatte mehrere Quetschungen und die ein oder andere blutende Wunde, die sie mit dem Erste-Hilfe-Koffer in der Unterkunft verbunden hatte. Ihr ganzer Körper war ihr elend und schwer vorgekommen. Wegen der Kopfschmerzen hatte sie die Augen kaum noch offenhalten können. Es hatte sich angefühlt, als hätte sie drei Tage durchgesoffen und jetzt den miserabelsten Kater, den es nur geben konnte. Ein Drang nach Schlaf hatte sich in ihr breit gemacht und sobald Jane ihr vorü-

bergehendes Bett gezeigt worden war, war sie im selben Moment hineingefallen.

In den ersten Tagen hatte sie zwischen Wahnsinn und Phlegma geschwankt. Einerseits konnte sie die Mauer in ihrem Kopf spüren, die ihr Wissen zurückhielt und die sie um jeden Preis am liebsten mit ihren bloßen Händen niedergerissen hätte und andererseits nahm sie die gähnende Leere so allumfassend wahr, dass es keine Hoffnung auf Besserung für sie zu geben schien. Schon damals hatten kleinere Panikattacken begonnen, sie heimzusuchen. Sie fühlte sich eingesperrt in einer winzigen Hütte, während die riesige, außerhalb liegende Welt für Jane nicht zugänglich war. Sie trommelte ständig gegen deren Wände und die Fenster, aber nichts davon gab nach. Sie saß fest.

»Jane!« Die glockenhelle Stimme von Indira riss sie aus den dunklen Gedanken, die sie den ganzen Weg über in Beschlag genommen hatten.

Indira war eine großgewachsene, junge Frau mit einem wunderschönen dunklen Teint, für den viele wohl getötet hätten. Ihre dunklen Augen und die wallenden, braunen Locken zeigten an, dass sie Wurzeln im Südosten hatte. Ihr verdankte Jane die Möglichkeit, einem Job nachzugehen und ein Obdach zu haben. Sie lief über die schmale Straße und kam auf Jane zu.

»Hi, gut, dass du auch schon da bist. Durch die hiesige Messe haben wir richtig viel zu tun.«

Sie war eingepackt in ihre purpurne Übergangsjacke und gemeinsam legten die beiden die letzten Meter zum Hotel zurück. Ein helles Gebäude, das das traditionelle Flair eines Stadtllokals wiedergab.

»Haben wir die sauberen Laken schon bekommen? Wir laufen da schon auf Reserve«, erkundigte sich Jane. »Die Reinigungsfirma hat uns sicher schon auf die schwarze Liste geschoben mit unseren ganzen Beschwerdemails.«

»Bo hat gemeint, dass sie in der Früh geliefert werden sollten. Gab offensichtlich einen Unfall in der Reinigung, weswegen sich

alles verzögert hat und so weiter und so weiter ...«, antwortete Indira und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Tut mir ja leid für den armen Teufel, der sich mit den Chemikalien beschützt hat, aber unsere Gäste werden deswegen nicht gerade milder auf dreckige Wäsche reagieren.« Sie zuckte mit den Schultern und hielt Jane die Tür zum Hintereingang des Hotels auf.

Die Wärme strömte ihnen entgegen und empfing sie wohlthuend, obgleich eine hartnäckige Kälte in Janes Innerem zurückblieb. Zwar versuchte sie, es stets zu verhindern, dennoch durchzuckte Jane in solchen Momenten immer die Erinnerung an die erste Nacht und die eisige Kälte, die ihre Krallen in ihr Fleisch geschlagen hatte. Tage hatten vergehen müssen, bis das letzte Zittern sich verflüchtigt und Wärme sich nicht mehr jedes Mal schmerzhaft angefühlt hatte.

Der Housekeeping-Manager Bo befand sich wie jeden Morgen in der Küche, wo er halb auf einem Hocker sitzend seinen schwarzen Kaffee trank und währenddessen die Liste der diensthabenden Angestellten musterte. Er war ein etwas übergewichtiger Koreaner mit einem großen Herz für seine Mitarbeiter. Als Indira und Jane vorbeizischten, um sich in der Garderobe umzuziehen, hob er den Kopf und rief ihnen nach, dass Eile geboten sei, da zwei Kolleginnen ausgefallen waren. Seine schwarzen Haare waren glatt und umfassten schon einige graue Strähnen, die langsam sein Alter anzeigten.

Bei Janes erstem Besuch im Hotel hatte sie keine Ahnung gehabt, was sie erwarten würde. Sie war gerade erst einige Tage in der Notschlafstelle gewesen und hatte dort Indira getroffen, die auf der Suche nach ihrem Bruder gewesen war. Die junge Inderin war ihr damals in der kargen Unterkunft aufgefallen und hatte mit ihrem strahlenden Auftreten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mit ihrem sommerlichen Teint schien es immer zwei oder drei Grad wärmer in ihrer Nähe.

Statt ihren Bruder zu finden, hatte sie Jane entdeckt und ohne großes Zögern mitgenommen. Bis heute war es für Jane ein

Rätsel, wieso die Fremde sie so einfach an die Hand genommen hatte. Tatsächlich ließ sie sie bei sich übernachten und nahm sie am nächsten Morgen mit zur Arbeit.

Bo hatte sich anfangs geweigert, allerdings nach einem Probetag, an dem Indira ihn pausenlos zu überreden versucht hatte, hatte er resigniert zugestimmt. Indira konnte man schließlich nichts abschlagen. Jane durfte im Hotel putzen, auch ohne eine amtliche Meldung der Tätigkeit. Die Not an Janes Lage hatte schließlich den Ausschlag gegeben. Er wollte nicht wissen, was genau es mit ihr auf sich hatte, solange sie keine Schwierigkeiten ins Hotel brachte, was dank ihres fehlenden Gedächtnisses wohl kaum ein Problem darstellen sollte.

Erst unlängst hatte Jane Indira auf den Abend angesprochen, als sie sich das erste Mal gesehen hatten, und bei einer bedächtigen Tasse heißer Schokolade hatte sie erfahren, dass ihr Bruder ein Junkie war, der seit einiger Zeit vermisst wurde. Die Polizei suchte nicht besonders bemüht nach ihm, da er schon wegen einiger Drogendelikte amtsbekannt und damit kein Bürger mehr war, nach dem es sich zu suchen lohnte.

Indira hingegen forschte seit seinem Verschwinden jeden Abend in allen Notschlafstellen der Umgebung nach ihm, immer mit der Hoffnung, ihren highen, aber gesunden Bruder Balu doch noch zu finden. Damals hatte sie Jane gesehen und gewusst, dass sie ihr helfen musste. Es war das Wort *Karma* gefallen und offen wie nie hatte Indira ihr verraten, dass sie jeden Tag betete, dass jemand ihren Bruder fand und half, so wie sie es bei Jane getan hatte.

Noch am selben Abend hatte Jane Indira von ihrem Erwachen in der Gasse erzählt und dass sie sich an nichts mehr erinnern konnte. Die Wunden waren schneller geheilt, als sie gedacht hatte, und keine zwei Tage später hatte nichts mehr auf die Geschehnisse hingedeutet, sodass sie auch nicht mehr zur Polizei gehen hatte können. Was hätte sie denen dort überhaupt sagen sollen? Als der Niemand, der sie jetzt war, hatte sie keine Rechte mehr

auf ihrer Seite, vor allem nach dem Verschwinden der Beweise. War es denn ohne Beweise überhaupt möglich, die Polizei zu überzeugen, dass ein Verbrechen stattgefunden hatte?

Gemeinsam marschierten sie die Notschlafstellen regelmäßig ab, um nach Indiras Bruder und Janes Erinnerungen zu suchen, aber beide Vorhaben erwiesen sich bis zum heutigen Tag als ergebnislos. Mittlerweile überwog bei Indira die Angst, dass Balu sich seinen letzten Schuss gesetzt hatte und unidentifiziert in irgendeiner Leichenhalle zur Verbrennung freigegeben wurde.

Zunehmend telefonierte sie daher mit Leichenhäusern, um doch immer wieder beruhigt und unruhig zugleich eine Abfuhr zu bekommen. Es quälte sie der Gedanke, dass sie vielleicht nie herausfinden würde, was mit ihm geschehen war. Ihr Bruder war zwar kein einfacher Zeitgenosse und hatte Indira bereits so oft zurückgewiesen, dass andere Menschen ihn schon längst aufgegeben hätten, aber nicht sie. Es gab nur noch die beiden Geschwister.

Auch Janes Recherchen verliefen im Sand. Sie fand nicht mehr über sich oder die besagte Nacht heraus. Zuerst hatte es einige Zeit gebraucht, um die Gasse, in der sie ihr Bewusstsein wiedererlangt hatte, zu finden, und anschließend verneinte jegliches Personal der umliegenden Pubs, Clubs oder Restaurants, sie wiederzuerkennen.

Indira zeigte ihr eine naheliegende Bücherei mit Internetzugang, in der sie nach Orten oder Personen suchen konnte. Allerdings erwies sich das als ziemlich schwierig, wenn man keinen Anhaltspunkt seiner Vergangenheit hatte. Hatte sie einen Job? Eine Familie? Freunde?

Bei der Polizei lag jedenfalls keine Vermisstenmeldung vor, das hatte Indira für sie in Erfahrung gebracht. Es schien also niemanden zu kümmern, dass sie weg war. Diesen Gedanken wollte sie nicht zu sehr an sich heranlassen, auch wenn er sich immer wieder hinterlistig anschlich.



Den Vormittag verbrachte Jane mit der Säuberung unzähliger Zimmer, die sie mit mittlerweile geübten Handgriffen und Routine rascher auf Vordermann brachte, als sie es beim ersten Üben für möglich gehalten hatte. Ihr Putzwagen bewegte sich kontinuierlich den Gang entlang zum Lift, um sich schließlich wieder auf den Weg ins Erdgeschoss zu machen.

Nachdem niemand auf ihr Klopfen reagiert hatte, entriegelte sie die Zimmertür und parkte den Putzwagen vor dem letzten Raum der Etage. Die Zimmer des Hotels waren nicht besonders groß oder komfortabel, aber für den günstigen Preis konnte man ein funktionales, sauberes Stadthotel erwarten. Die Möbel waren zumeist aus Holz und die Farbakzente in einem geschmackvollen Grün gehalten, wodurch die Zimmer frisch und noch sauberer wirkten. Sie schüttelte die Bettsachen aus, um sie gleich darauf ordentlich zu drapieren, staubte die Oberflächen ab, bevor sie ins Bad verschwand und dort die Magie des Putzmittels geschehen ließ.

Das Zimmer wurde von einem Mann bewohnt, das konnte sie erkennen. Zum Glück hatte dieser sein Zimmer nicht besonders verschmutzt, sodass die Reinigung nicht viel Zeit in Anspruch nahm. Mit einem prüfenden Blick vergewisserte Jane sich, dass sie nichts übersehen hatte und der Gast mit ihrer Arbeit zufrieden sein würde.

Dabei fiel ihr etwas Silbernes ins Auge. Auf dem Schreibtisch erblickte sie ein Metallarmband, nach dem sie unbedacht griff. Irgendwas hatte es damit auf sich und sie konnte beim besten Willen nicht sagen, was es war. Die Glieder fühlten sich kalt zwischen ihren Fingern an. Kälte. Hatte das etwas mit dem Vergessenen zu tun? Es war das erste Mal, dass ihr etwas bekannt, aber gleichzeitig fremd vorkam. Hatte sie das schon einmal gesehen?

Gepackt von Unsicherheit und Panik, die Chance zu verspielen, wenn sie das Folgende nicht tun würde, stürmte Jane auf den Kleiderschrank zu und durchwühlte die Kleidung des Hotelgasts. Das kantige Armband in ihrer Hand blieb an der ein oder anderen

Naht hängen, wovon sie sich unsanft wegriss. Ihr Herz raste in ihrem Brustkorb und schlug wild gegen ihre Rippen. Konnte das sein? Konnte sie hier Antworten finden? Gerade in dem Hotel, in dem sie arbeitete, den Mann finden, der ihr angetan hatte, woran sie sich nicht mehr erinnerte?

Doch jegliches, ungezügelt Wühlen brachte keine weitere Erkenntnis zum Vorschein. Keine Erinnerung und auch keine Gewissheit. Die Leere hatte Bestand und ließ sich wie ein riesiger Fels nicht wegspülen. Ihre suchenden Bewegungen wurden langsamer und die Verzweiflung nahm erdrückende Maße an. *Nein, nein, nein!*

Weinend sank Jane auf ihre Knie nieder und ließ das Armband fallen. Sie stützte sich auf ihre Hände und schluchzte laut auf. Scham stieg in ihr auf; sie kam sich so dumm vor. So nahe hatte sie sich der Einsicht in den letzten Wochen noch nie gefühlt. Die Mauer in ihrem Kopf war dünn und durchsichtig wie Glas und doch blieb sie verschwommen und dumpf; undurchlässig wie trübes Panzerglas. Das ambivalente Gefühl war dahin und zurück blieb nur die schreckliche Hilflosigkeit.

»Was machst du da?«, drang eine aufgeregte Stimme durch Janes Schleier der Enttäuschung. Indira stürzte durch die offene stehende Zimmertür auf sie zu und entdeckte das Chaos im Schrank des Gasts. »Scheiße, hast du seine Sachen durchwühlt? Fuck, das Frühstück ist gleich vorbei und er kann jederzeit wiederkommen!«

Betäubt durch die Desillusion vermochte sie, ihrer Kollegin nichts von den Geschehnissen der letzten paar Minuten zu erklären. Minuten, die sich wie Stunden angefühl und sie erschöpfter zurückgelassen hatten als jeder Marathon. Indira packte die Kleidung, legte sie mit flinken Fingern zusammen, platzierte sie so, dass es offensichtlich war, dass absichtlich alles aufgeräumt worden war, statt den Nervenzusammenbruch einer Reinigungskraft zu vertuschen.

»Wo war das Ding?«, wollte Indira wissen und hielt das Arm-

band hoch. Jane deutete auf den Tisch und keine zwei Minuten später befanden sich die beiden Kolleginnen im Lift auf dem Weg in die Räume des Personals. Jane ließ sich phlegmatisch von ihr führen, während Indira angespannt den Kiefer zusammengebissen hatte und innerlich sicher fluchte. Erst als die Tür der Personalräume hinter ihnen zugefallen und niemand außer ihnen in der Garderobe war, schaute Indira Jane direkt an.

»Was ist passiert?« Es war weniger eine Frage als die Aufforderung, sofort ihr Verhalten zu rechtfertigen. Wenn sie Mist baute, war Indira in gewisser Weise für sie verantwortlich, immerhin hatte sie Jane in das Hotel gebracht.

Jane wischte die Tränen weg, die lautlos ihren Weg aus ihren Augen gefunden hatten, und biss die Zähne zusammen. »Ich weiß es nicht.«

Indira strich eine Haarsträhne nach hinten, die sich aus ihrem strammen Zopf, den sie während der Arbeit immer trug, gelöst hatte, und lachte höhnisch auf. »Nach nichts sah es auf jeden Fall nicht aus. Was hattest du vor? Du hast deinen Job riskiert und vermutlich sogar meinen! Bo hätte uns hochkant hinausgeschmissen, wenn dich jemand entdeckt hätte! Es gibt Grundregeln und die kennst du!«

»Ich dachte, dass ich dort ... ich ... das Armband kam mir bekannt vor«, gab Jane mit gesenktem Kopf zu. »Endlich hatte ich das Gefühl, der Wahrheit, was mit mir passiert ist, ein bisschen näherzukommen.« Ihre Nase prickelte heiß und Tränen sammelten sich in ihren Augen. »Ich halte dieses Nichts nicht mehr aus. Es gibt nicht einmal eine Vermisstenanzeige über mich. Ich bin Mitte oder Ende zwanzig – wie kann da niemand nach mir suchen? Wie beschissen muss mein Leben gewesen sein, dass es niemanden gibt, der mich vermisst?«

Betroffen ließ Jane sich auf die nahegelegene Sitzbank sinken und versteckte ihr Gesicht in ihren Händen. Die Kraft verließ sie und hinterließ lediglich ein Häufchen Elend. »Es tut mir so leid. Ich wollte das nicht. Ich wollte niemandes Arbeit gefährden. Vor

allem nicht deine, nachdem du mir so geholfen hast. Wie verrückt bin ich mittlerweile, dass ich glaube, hier, genau *hier*, Antworten zu finden? Ich meine, da ist es wahrscheinlicher, dass mir ein Meteorit auf den Kopf knallt.«

Sie hörte Indira tief ausatmen und seufzen. Selbst ohne sie anzusehen, wusste Jane, dass Indiras Ärger langsam verrauchte. Ihr Gemüt war zu freundlich, um lange auf jemanden sauer zu sein. Durch das Senken der Holzbank spürte Jane, wie sie sich zu ihr setzte.

»Ich bin einfach verzweifelt. Ich will doch nur wissen, wer ich bin«, fügte Jane hinzu und sah zu Indira hinüber. Ein tiefes Schluchzen ließ Janes Körper erneut erbeben. »Die Wunden sind weg und es fühlt sich manchmal an, als hätte ich mir das alles nur eingebildet. Es gibt keine Beweise und ich habe keine Erinnerung daran. Niemand kann mir sagen, was passiert ist oder wer ich bin. Und trotzdem begleitet mich das alles jeden Tag und jede einzelne Minute.«

Zusammengesunken, wie sie war, konnte Jane die Hand ihrer Kollegin spüren, die sich auf ihren Rücken legte. Indira ließ sich ausheulen und wartete, bis Jane sie ansah und die Feuchte aus ihrem Gesicht wischte.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte Jane erneut und suchte nach Hinweisen in Indiras Mimik, wie ihre Kollegin nun reagieren würde.

Die Inderin nickte mit ernster Miene. »Ich weiß.« Sie legte die Arme um Jane und gab ihr die Geborgenheit und Sicherheit, die sonst in ihren Leben überall fehlte. »Du hast immerhin nichts kaputtgemacht und wir konnten alles noch rechtzeitig wieder richten. Das nächste Mal suchst du nicht allein nach Hinweisen, sondern erzählst es mir, wenn du glaubst, dass da etwas ist, okay?« Behutsam strich sie Jane über den Rücken. »Gemeinsam schaffen wir das. Du bekommst dein Gedächtnis zurück und ich meinen Balu. Nichts ist unmöglich, solange wir daran glauben.«

In den letzten Wochen hatte sich Jane nichts mehr gewünscht, als dass diese Worte der Wahrheit entsprachen, denn dann bestünde für beide noch Hoffnung. Hoffnung, deren Verfallsdatum immer näher rückte.